



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Italien im Dreibunde.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

allen Werken ein kalter, berechnender Doktrinär, er lebt und leidet nicht mit seinen Gestalten, er steht außerhalb und lenkt mit geschickter Hand die Marionetten in seinen sozialen Romanen, in denen die Organe der Verdauung und der Fortpflanzung die Brennpunkte bilden.

So lange die Naturalisten die Fähigkeit des versöhnenden Humors nicht besitzen, können sie uns zwar von den Scheußlichkeiten des Lebens mit pedantischer Genauigkeit und breiter Geschwägigkeit eine widerwärtige Abspiegelung liefern, aber sie werden niemals den Leser zu der Höhe emporheben, von der er den Pulsschlag unsrer Zeit, das Streben und Kämpfen, das Siegen und Unterliegen im Gesamtbilde zu schauen vermag. Nach Schopenhauer soll jeder Roman „ein bloßes Kapitel aus der Pathologie des Geistes“ sein, allein die übertreibenden Naturalisten machen ihn zu einer Pathologie des Leibes mit allen tierischen Trieben, zu einer Brutalitätssymphonie, in welcher der Verstand wieder zum gemeinen Frohnknecht des rohen Willens herabgesunken ist. Wer wollte behaupten, daß eine solche litterarische Richtung, wie sie in La Terre ihren traurigsten Ausdruck gefunden hat, auf die Geistesbildung einer Nation andre als vergiftende und zersetzende Einflüsse ausüben kann!



## Italien im Dreibunde.



In der letzten Zeit haben verschiedene französische Schriftsteller sich die Aufgabe stellen zu müssen geglaubt, Frankreich und Italien mit einander zu versöhnen. Zuletzt ergriff ein Italiener das Wort, um diese Liebeswerbungen zu prüfen und darauf zu erwiedern, und zwar ist es ein hochangesehener Mann, der Marchese Alfieri, Mitglied des Senats in Rom und Gemahl der Nichte und Erbin Camillo Savours, der hier im Namen der Nation oder doch der großen Mehrheit der für die politischen Fragen sich interessirenden Italiener sprach. Man könnte diese Erörterung auf den ersten Blick als überflüssig anzusehen versucht sein, denn es herrscht ja kein offener Streit zwischen den beiden Ländern, und noch weniger bekämpfen sie sich mit den Waffen, ja dies ist seit Jahrhunderten nicht geschehen. Allerdings überstiegen im Mittelalter und in der neuern Zeit wiederholt französische Heere die Alpen, aber fast ohne Ausnahme auf Einladung eines italienischen Fürsten, der mit einem andern derselben Nation Krieg führte, oder, wie zuletzt 1859, in der Eigenschaft von Befreiern gegenüber der

unmittelbaren oder mittelbaren Herrschaft der „Ledeschi.“ In den Tagen Napoleons des Ersten waren Frankreich und die Franzosen in weiten Kreisen der italienischen Bevölkerung beliebt. Bereitwillig dienten die Italiener in den Heeren eines Helden, der aus ihrer Mitte stammte, und jahrelang konnte man in Bezirken, wo Eugen Beauharnais als Vizekönig seinen kaiserlichen Stiefvater vertreten hatte, im Munde des Volkes der Redensart „Napoleon glückseligen Gedächtnisses“ begegnen. In der That, Frankreich wurde in den ersten Jahrzehnten nach der Restauration immer, auch in manchen der geheimen Gesellschaften, welche den nationalen Gedanken pflegten, als der große Bruder betrachtet, der bestimmt sei, Italien vom Drucke des gewaltigen österreichischen Alps erlösen zu helfen, welcher es im Norden nicht zu Atem kommen ließ und seine Schwere über die ganze Halbinsel hin fühlbar machte. Diese Hoffnung schien sich 1859 und 1860 zu erfüllen. Und doch wird jetzt von der Notwendigkeit einer Versöhnung der beiden Völker gesprochen, die in jenen Jahren mit einander gegen einen Dritten kämpften und ihr Blut für eine und dieselbe Sache vergossen, und von denen das eine dem andern als Wohlthäter erscheinen mußte. Man könnte bei oberflächlicher Betrachtung auf den Gedanken kommen, daß gerade in letztem Umstande, in der Verpflichtung zur Dankbarkeit, die Ursache der Entfremdung, der Zwietracht zu suchen sei, die offenbar besteht. Cyniker behaupten, nichts sei so gefährlich für das Verhältnis von Freunden und Nachbarn als ein wichtiger Dienst, den einer dem andern geleistet habe, und die neueste Geschichte scheint ihnen Recht zu geben. Der Begünstigte, Gerettete oder Befreite mag nicht immer so undankbar sein wie der Riesendämon im Märchen von „Tausendundeinernacht,“ der den armen Fischer umbringen will, welcher ihn aus tausendjähriger Einsperrung in der Fiasche herausgeholfen hat; aber unstreitig giebt es Leute, die eine Wohlthat, die ihnen widerfahren ist, allmählich als Last empfinden, bitter und verdrießlich gegen den Gönner werden, der sie ihnen erwiesen hat, und sie zuletzt mit Undank lohnen. Das scheint vornehmlich mit Nationen der Fall zu sein. Die Spanier haben den Engländern wenig Erkenntlichkeit für den Beistand gezeigt, der sie 1811 in den Stand setzte, ihre Unabhängigkeit von Frankreich zu erkämpfen. Griechenland hat sich niemals besondrer Dankbarkeit gegenüber den drei Großmächten befleißigt, die ihm durch die Vernichtung der türkischen Flotte bei Navarino und später auf diplomatischem Wege zur Selbständigkeit verholfen. Die Pforte ließ es an dem Gehorsam fehlen, den England mit seinen Ratsschlägen und Anliegen erwarten konnte, nachdem es im Krimkriege große Opfer für sie gebracht und den russischen Erbfeind für geraume Zeit weniger schädlich gemacht hatte. Rußland eroberte 1849 dem Hause Habsburg seine Länder jenseits der Weitha zurück und erntete dafür 1855 schreienden Undank, indem Österreich für die Westmächte Partei nahm und ihnen den Sieg über den Zaren ermöglichte. Die Preußen dankten den Österreichern ihre Mitwirkung zur

Befreiung Schleswig-Holsteins von der Herrschaft Dänemarks 1866 durch Verdrängung aus dem deutschen Bunde. Die Bulgaren, die 1877 durch Rußland vom türkischen Joch befreit wurden, verlangen jetzt fast einstimmig vom Zaren, sie mit seinem Einflusse auf ihre Geschicke unbehelligt zu lassen. So ist es auch mit Italien: es hat seine Einheit und Unabhängigkeit zum guten Teile der Hilfe Frankreichs zu danken, und siehe da, es fürchtet jetzt den damaligen Retter und ist mit Deutschland und Oesterreich gegen diesen verbündet. Es will fast scheinen, als ob es ein Naturgesetz gäbe, nach welchem zwischen solchen, die gute Dienste leisten, und solchen, denen sie Vorteile bringen, sich Übelwollen entwickeln müßte. Liegt der letzte Grund nun darin, daß der Helfer oder Gönner in der Not selten oder nie uneigennützig handelt und nach dem Gelingen zu viel Lohn für seine Arbeit verlangt, oder daß die von ihm Befreiten zu rasch die Ketten vergessen, die er ihnen abstreifen half? Oder lassen die Notwendigkeiten des nationalen Lebens nicht zu, daß man den Gefühlen nachgiebt, welche ein rückwärts gewendeter Blick auf die erfahrene Wohlthat einsößt? Alle diese Fragen sind zu bejahen, bald mehr die eine, bald die andre. In dem Falle Frankreichs und Italiens ist daran zu erinnern, daß Napoleon der Dritte sich seine Befreiungsarbeit mit Nizza und Savoyen bezahlen ließ, daß er Italien nicht sowohl für die Italiener befreien, als vielmehr Oesterreich schwächen und an dessen Stelle den Einfluß Frankreichs setzen, und daß er überhaupt kein einheitliches Italien geschaffen sehen wollte, da dies eine Gefahr für die französischen Interessen im und am Mittelmeere werden mußte, sondern nur ein solches, welches schwach und geteilt, leicht bedroht und hilfsbedürftig, gerade noch stark genug war, um einen brauchbaren Bundesgenossen Frankreichs abzugeben. Daher die Bettelungen in Neapel, daher die Erhaltung des Pfahls im Fleische, welchen der Papst-König in Rom darstellte, daher die Versagung der natürlichen Hauptstadt, solange man in Paris noch dazu im Stande war. Die Dankbarkeit der Italiener konnte im Hinblick hierauf nicht groß sein. Wohl aber durften sie auch im republikanischen Frankreich von Anfang an eine Gefahr für sich erblicken, und diese Auffassung wurde bestätigt, als die Franzosen ihnen Tunis wegnahmen, das, wenige Meilen von Siziliens Südküste gelegen, die Gefahr vergrößerte und, selbst halb italienisch, schon lange die Sehnsucht Italiens war. Dazu kommt aber folgendes. Die Italiener haben allen Grund, ihre ehemaligen Gönner zu fürchten. Die Franzosen sind von der Zeit des ersten und des dritten Napoleons her gewöhnt, Italien als von sich abhängig zu betrachten. So oft sie unter diesen Kaisern die Alpen überschritten, ersochten sie fast ohne Ausnahme Sieg auf Sieg. Blicken sie dagegen jetzt nach Osten, so erinnert sie das an die Reihe von Niederlagen französischer Generale und Armeen, welche das Jahr 1870 brachte, und so sehen sie in der Gegenwart vor sich eine mit gewaltigen Festungen wohlverwahrte Grenze, hinter der ein deutsches Heer steht, welches das nicht unbegründete Bewußtsein erfüllt, das erste der Welt zu sein, und

welches sie selbst, so groß ihr Selbstgefühl auch ist, für einen nicht leicht zu überwindenden Gegner halten müssen. Hier haben sie also wenig Hoffnung auf Erfolge, wogegen sich Italien mit solcher Hoffnung recht wohl anfallen ließe. Denn wenn sich auch die Alpengrenze verteidigen läßt, so kann doch Frankreich, jetzt zur See noch stärker als Italien, an mehreren Punkten der Halbinsel und Siziliens Armeen landen. Auch ließe sich leicht Anlaß zu einem Streite finden, ja einer ist schon vorhanden. Die Einnahme Roms im Jahre 1870 verstieß gegen einen Vertrag der Regierung in Florenz mit der von Paris und fiel mit der großen Niederlage zusammen, welche Frankreich damals durch die Deutschen erlitt, ist also eine stete Erinnerung an sie. Sene Einnahme rückgängig machen, hieße einen Teil der Niederlage wettmachen und würde überdies Frankreich bei dem Papste und der ultramontanen Partei empfehlen, welche weite Kreise der katholischen Welt beherrscht. Gewiß würde es manchen guten Seelen als ein auffälliger Widerspruch gegen die politische Moral und Folgerichtigkeit erscheinen, wenn die Freidenker und Materialisten, die in Paris am Ruder stehen und die Kirche daheim nach Kräften verfolgen, sich anschickten, ihr im Auslande beizustehen und dem heiligen Vater Rom zurückzuerobern. Wir begegnen aber diesem Widerspruche schon jetzt in der Bereitwilligkeit und dem eifrigen Bemühen der Republik, im Orient die Rolle der Monarchie auf kirchlichem Gebiete fortzuspielen und die Jesuiten, Mönche und Missionare, die sie zu Hause heßt und hodelt, einschränkt und beraubt, zu beschützen und zu begünstigen. Ein Krieg mit einem allein stehenden Italien verspräche also mit Wahrscheinlichkeit Frankreich Siege und würde ihm auch für den Fall, daß sich dies nicht erfüllte, mit keiner Katastrophe drohen wie ein Krieg mit Deutschland, wenn dieses die Oberhand behielte.

Alle diese Betrachtungen erklären hinreichend die ursprünglich geheim gehaltene, jetzt vollständig bekannte und feststehende Thatsache, daß italienische Staatsmänner von konservativer Richtung ein Bündnis mit Deutschland abgeschlossen haben, nach welchem Italien bei einem Angriffe Frankreichs nicht allein dastehen würde, und daß dieses Bündnis von den Nachfolgern jener Staatsmänner, obwohl sie in innern Fragen anderer Meinung sind als ihre Vorgänger, mit aller Entschiedenheit aufrecht erhalten wird. So ist die Versuchung für Frankreich zu dem Unternehmen, sich in Italien auf wohlfeile und wenig gefährliche Weise Ruhm zu holen, mit dem sich das 1870 stark beschädigte Ansehen ausbessern ließe, beseitigt. Steigen die Franzosen über die Alpen, um nach Turin zu marschiren, oder landen sie mit Heerkörpern irgendwo im Süden der Halbinsel, so müssen sie sich bereit halten, im Osten einem Einfall des deutschen Heeres Widerstand zu leisten.

Was nun den Marchese Alfieri angeht, so wendet er sich zunächst gegen die Redensarten von dem Verwandtschaftsbande, welches die Völker lateinischer Abkunft politisch einigen soll, eine Lieblingsbehauptung der Pariser Presse, die aber ebenso unverständlich ist wie die Phrasen des Panславismus und die, welche

uns von englischen, holländischen, dänischen und schwedischen Vettern und ihrer Pflicht und Bereitwilligkeit, politisch mit uns Hand in Hand zu gehen, von Zeit zu Zeit vorgegaukelt werden. Alfieri meint, die Italiener begriffen solche gelehrte ethnologische Betrachtungen und Rücksichten nicht und liehen ihr Ohr empfindsamen Berufungen auf die lateinische Bruderschaft durchaus nicht. „Die Franzosen sollten — sagt er — endlich einmal aufhören, auf uns wegen unsrer monarchischen Verfassung, unsrer Entwicklung zu nationaler Einheit, des endgiltigen und unwiderruflichen Besizes Roms, unsrer Hauptstadt, und der Beseitigung der weltlichen Macht des Papstes zu sticheln und zu schelten, um nicht ein stärkeres Wort zu gebrauchen. So lange die französische Presse und Rednerbühne fortfährt, sich mit diesen Fragen zu thun zu machen, welche rein und ausschließlich italienische Fragen sind, werden Italien, sein Volk und seine Regierung den Franzosen abgewendet bleiben und nicht glauben, daß die von drüben über den Alpen kommenden Worte der Versöhnlichkeit aufrichtig gemeint seien. Kurz und gut, wir wünschen in unsern vier Pfählen unbehelligt zu sein.“ Ferner widerlegt der italienische Senator die besonders in Paris verbreitete irrthümliche Ansicht, daß die Regierung und das Volk Italiens in Sachen der auswärtigen Politik verschiedner Meinung seien. „Sie sind — sagt er — hier vollkommen einig. Beide wollen die bestehenden Einrichtungen erhalten und einen Krieg in Europa vermieden sehen. Das Bündnis mit Deutschland ist sehr beliebt im Volke, erstens, weil es immer angenehm ist, der Bundesgenosse des Stärksten zu sein, sodann aber, weil die öffentliche Meinung, das natürliche Gefühl der Massen sein Urtheil dahin abgibt: Deutschland wünscht den Frieden, um zu behalten, was es erworben hat, Frankreich dagegen will Krieg, um womöglich wieder zu gewinnen, was es verloren hat, und diesem Schlusse läßt sich nicht ausweichen.“ Das ist es denn auch, was wegen des zukünftigen Verhaltens der Italiener in ihrer Stellung zwischen Deutschland und Frankreich beruhigt, was dem Friedensbunde hinsichtlich Italiens vor allem, dann aber auch bei seinen andern Gliedern besonders festen Grund giebt. Der Dreibund ist nicht wie die frühere heilige Allianz bloß ein Bund unbeschränkter Selbstherrscher, einzig und allein auf deren Interesse und Willen beruhend, sondern auch ein Bündnis der betreffenden Völker zur Verteidigung ihres Bestandes und Besizes gegen die Herrschsucht und Begehrlichkeit böswilliger Nachbarmächte. Viele Millionen — die Statistik sagt 107 bis 108 Millionen — Deutsche, Österreicher und Italiener stehen geeinigt und stark gewaffnet da, die Worte: „Laßt uns zufrieden!“ auf ihren Lippen und Fahnen, bereit, die Karte von Europa, wie sie seit 1866 und 1871 gestaltet worden ist, gegen jeden Versuch einer Änderung mit ihren echten Volksheeren zu verteidigen. 1793 war Frankreich der Störenfried für Europa, weil es neue Ideen, die Gedanken der Revolution, die auch Gutes enthielten und manchen Segen in die fremden Länder trugen, vertrat. 1888 bedroht es den Frieden einzig und allein aus

Rachsucht und Herrschsucht und ohne andre als eigennützige Beweggründe. Die Folge aber war und ist in beiden Fällen dieselbe, Bündnisse der Bedrohten gegen den Störenfried jetzt wie damals, nur daß sie jetzt, weil auch in Überzeugung und Willen der Völker wurzelnd, sich stärker und fester erweisen werden.

Stellt man sich auf den Standpunkt eines Italieners oder eines Nichtdeutschen, z. B. eines Mitgliedes der Familie John Bulls, die immer so objektiv empfindet und urteilt, wenn es sich nicht um ihre eignen Angelegenheiten handelt, so kann es hart erscheinen, wenn sich gegen den Wunsch der Franzosen, ihre alte Ostgrenze wieder zu bekommen, drei Nationen erheben sollen, darunter auch das Volk, welches sie vom Joche der Oesterreicher befreiten. Indes weiß der Kenner der Geschichte, daß erstens Deutschland, als es jene alte Ostgrenze Frankreichs verschob, nur seine noch ältere Westgrenze wiederherstellte und damit Europa nicht minder als sich selbst eine Wohlthat erwies, indem dadurch Einfälle der Franzosen in Süddeutschland und somit Störungen des Weltfriedens überhaupt erschwert wurden, und daß zweitens Frankreich die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft nur begann, und auch das mit Vorbehalten egoistischer Natur, Preußen dagegen sie vollenden half und zwar ohne Hintergedanken. Drittens aber ist weltkundig, daß ein Krieg zur Rückeroberung Elsaß-Lothringens, wenn er gelänge, mit diesem Ereignisse nicht endigen würde. Es ist sogar sehr zu bezweifeln, daß die Franzosen zufrieden zu stellen wären, wenn der freilich ganz unmögliche Fall einträte, daß die Deutschen ihnen freiwillig die Reichslande zurückgäben. Wie bereits angedeutet wurde, verlor Frankreich 1870 und 1871 mehr als Gebiet, es büßte zugleich sehr erheblich an dem ein, was die französische Sprache allein vollständig ausdrückt, indem sie dafür das Wort *prestige* braucht.\*) Frankreich durfte sich, so lange Deutschland durch Uneinigkeit seiner Teile schwach und Italien nur ein geographischer Begriff war, als Gebieter Europas fühlen und empfand dies als höchstes Glück. Diese Stellung hat mit der Zusammenfassung Deutschlands und Italiens, durch welche die Teile dieser Länder zu Gliedern eines einzigen starken Körpers wurden, ein Ende genommen, und der Bund beider Organismen läßt, mindestens so lange er und das ähnliche Verhältnis derselben zu Osterreich-Ungarn bestehen bleibt, an keine Wiederherstellung der alten Bedeutung Frankreichs in Europa denken. Das Ideal des Durchschnittsfranzosen ist jetzt ein neuer Krieg, in welchem das Genie französischer Feldherren und die Tapferkeit französischer Soldaten wieder in hellem Glanze strahlen, der Sieg sich auf die Adler der Trikolore niederlassen, und alle Welt sich bewundernd vor der „großen Nation“ beugen

\*) Unfre Wörter „Ansehen“, „Geltung“ decken den Begriff nicht, auch „Vorrang“ giebt ihn nicht ganz wieder, eher die Umschreibung „Hahn im Korbe sein“ mit stillschweigender Anwendung auf die politischen Lieblingswünsche dieser Nation, deren Charakterbild der Hahn ist.

soll. Dann will er sich glücklich und behaglich unter den Feigenbaum setzen wie Nathanael, und es sollen wieder Friede und Wohlgefallen herrschen auf Erden wie vordem. Aber die Geschichte lehrt, daß auch die stolzesten Siege Frankreichs niemals solche Ergebnisse hatten. 1811 befand sich Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. Sein Reich erstreckte sich von der Grenze Dänemarks im Norden bis an die Grenze Neapels im Süden. Paris, Amsterdam und Rom waren Hauptstädte desselben. Seine Verwandtschaft herrschte, ihm als Vasallenschaft untergeordnet, in Neapel, Westfalen und Spanien, und einer seiner Generale war zum Thronfolger in Schweden gewählt worden und thatsächlich schon Regent dieses Landes. Sein Einfluß dehnte sich über ganz Deutschland aus, er hatte sich mit dem Hause Habsburg durch Heirat verbunden, er hatte den Papst abgesetzt. Das waren sicherlich ungeheure Erfolge, die Frankreich, dessen Geist er vertrat, befriedigen konnten. Sie genügten ihm aber nicht. Napoleon bedurfte weiterer Triumphe und erklärte Rußland den Krieg. Aehnliches geschah unter dem dritten Napoleon, nach den Siegen auf der Krim und in Oberitalien griff er sogar in die neue Welt hinüber, griff er später nach den deutschen Rheinlanden. Wer will also verbürgen, daß irgend welche Reihe von Siegen und Eroberungen den Hunger der Franzosen nach Ruhm und Macht stillen würde, einen Hunger, der durch ganze Geschlechter von ihren Geschichtschreibern, Dichtern, Journalisten und Malern gereizt und dem Volke fast zur zweiten Natur geworden ist? Es ist, von andern guten Gründen abgesehen, begreiflich genug, wenn die friedliebenden Völker Mitteleuropas und Italiens in keiner Weise mit dem Wunsche der Franzosen sympathisiren können, ihre 1871 verlorenen Provinzen wieder zu erlangen. Ein von ihnen zu dem Zwecke unternommener Krieg würde, falls sie siegten, nicht den Frieden herbeiführen, sondern nur der Anfang einer Reihe von furchtbaren Zusammenstößen der betreffenden Völker sein. Und hat denn am Ende, so muß der Italiener und überhaupt der nichtdeutsche Zuschauer fragen, die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen mit der Einverleibung in Deutschland wirklich ein so entsetzliches Mißgeschick befallen, wie man nach den Schmerzensrufen schließen möchte, die gelegentlich dort laut werden? Wir antworten: Nein. Sie sind zu mehr als neun Zehnteln deutsch nach Stamm und Sprache, ihr Geschrei oder richtiger das deutschfeindliche Geschrei und Gethue ihrer vornehmen Klassen ist also naturwidrig, und man begnügt sich auch damit, zu schreien und ein wenig zu demonstrieren und zu conspiriren. Von Thaten ihres Kummers und ihrer Sehnsucht, z. B. von kleinen Aufständen, wie sie in Italien früher wiederholt gegen die Herrschaft der Oesterreicher ausbrachen, ist nicht das mindeste zu hören gewesen. Die Leute protestiren und meinen damit ihrer Pflicht Genüge geleistet zu haben, und nun ans Geschäft gehen und Geld machen zu können. Sie sind keine unterdrückte Nationalität, sie waren eine solche vielmehr unter französischer Herrschaft. Kümmernisse so prosaischer und erträglicher Natur wie die dieser gedeihlichen Fabrikanten und Spekulanten mit ihrem Anhange sind nicht dazu angethan, die Welt zu dem Wunsche zu bewegen, daß sie mit der großen Mordmaschine eines Weltkrieges besetzt werden. Es ist durchaus kein himmelschreiender Umstand, daß Leute, die zwar nicht das beste Deutsch reden, aber sicher ein noch viel zweifelhafteres Französisch sprechen, ihre politische Leitung jetzt von Berlin und nicht mehr von Paris empfangen, dem sie früher so lächerlich erschienen, wie sie ihm jetzt bejammernswert erscheinen.